

Das Blumenopfer von Torre del Greco

Autor(en): **Gräser, Karl**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Die Schweiz : schweizerische illustrierte Zeitschrift**

Band (Jahr): **5 (1901)**

Heft 5

PDF erstellt am: **16.05.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-572392>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Urner sein Vieh zu sömmern das Recht hat. Ist das Gras gewachsen — so um Johanni herum — folgt das liebe Rindvieh nach; oft tausend Häuptlein stark. — Im Hochsommer treibt man die Herden auf die „Ausstaefel“, die obern Alpenweiden. Dann kehrt man nochmals kurze Zeit auf den Boden zurück und am Verenastag (Anfangs September) beschließen ein großer Markt und eine fröhliche Melpferkirchweih für die Großzahl der Sennen den Aufenthalt auf dem Urnerboden. Nur wenige bleiben, um zu überwintern.

Viel ward zwischen Urnern und Glarnern gestritten um den Besitz der herrlichen Alp. Wie der Streit ein friedlich Ende nahm, hat man uns als Buben schon auf der Schulbank gelehrt. Hei, wie die Neuglein damals leuchteten von Spannung und die jungen Herzen pochten, als der Lehrer von dem Glarner Läufer zu erzählen begann, wie dieser — vom vollgemästeten Gockel am Tage des Klausen-Wettlaufes schändlich im Stiche gelassen — dem früher aufgestandenen Urner dort erst begegnete, wo am Ausgange der „Maerch“ (Urner Boden) der Pfad über den Fruttberg sich hinunterseht ins Glarnerland. „Gib mir von dem Lande, soweit ich dich noch aufwärts zu tragen vermag!“ flehte der patriotische Glarner. Und er trug seinen Rivalen den Teil des Frutthanges, den jener soeben hinabgekommen, aufwärts. Wo heute noch am Ausgange des Urner Bodens das „Scheidbächli“ munter über die Felsen hinunter dem Fätschbach entgegensteilt, brach der brave Glarner Läufer alsdann zusammen. Und hier ward die Grenze. So wenigstens erzählt die Sage. Die Sagen eines Volkes sind die Goldmünzen seines Erbschatzes, die Geschichte ist das Papiergeld seines Erwerbes. In den Schluchten und Thälern unserer Berge liegt noch so manche der schönen alten Münzen begraben. Die am „Scheidbächli“ verwahrt liegt, ist wohl der schönsten eine.

Am Ausgange des Urner Bodens treten wir zunächst in Buchenwald. Dann wendet die Straße sich durch

fette Bergwiesen. Der Thaleinschnitt zu unsern Füßen ist das Thal der Linth. Ah, welch ein Blick nach dem Thalschlusse hin! Die Ausläufer des Tödi: der Selbsanft, die breiten Eisrücken der Plattalva und des Bisertenstockes, die kühn aufgeschossene Pyramide des Kammerstockes treten zusammen zu einem Schlußbilde grandioser Wirkung. Wie wird das erst werden, wenn unten in der Thalsohle zu den himmelragenden Häuptern noch dasjenige des urgewaltigen Tödi tritt!

Jetzt bei einer neuen Wendung der ins fatteste Wiesengrün gebetteten Straße sehen wir auch auf den Thalgrund hinunter. Dorf an Dorf reiht sich da, hineingesetzt unter die Felsen und Lawinen. Die großen hellen Gebäude unter den braunen oder grauen Häusern sind Fabriken. Sie künden des Thales Industrie und Gewerbefreudigkeit. Den Blick geheftet auf die Bergriesen zur Rechten, oder auf den dörfenbesäeten freundlichen Thalgrund zu Füßen, steigen wir auf zahlreichen in den Wiesenhang der Frutt geschnittenen Straßenwindungen — vorbei an den donnernden Fätschbachstürzen — hinunter ins Thal. Eine letzte große Ueberraschung, ein Schlußfeuerwerk gleichsam, ein donnernder Wasserfall in felsiger Schlucht, daß hoch davon der Gischt aufspritzt — dann setzen wir endlich den Fuß auf die Thalsohle, mit den vielen stattlichen Dörfern ein Bild des Friedens. Linththal empfängt uns. Aus dem Schatten mächtiger Horne heraus lockt verführerisch das Stachelbergbad zum Verweilen. Aus dem Bahnhofe hinwieder dringt der schrille Pfiff der Lokomotive, die dich, hast du Gile, im Fluge nach Glarus und Zürich zu verbringen bereit steht.

Das ist das Ende der Klausenstraße: ergreifend schön, wie ihr Anfang bei Altorf, die herrliche Schlußstrophe eines erhabenen Gedichtes, dessen Poesie zu kosten kein Freund der Alpenwelt, kein Besucher der Urschwiz unterlassen sollte.

Das Blumenopfer von Torre del Greco.

Eine Festplauderei mit etwas Historie.

Von Karl Gräfer, Neapel.

Nachdruck verboten.
Alle Rechte vorbehalten.

Stark stoßen die Gegensätze aufeinander am Fuße des Vesuv, des unheimlichen Feuerberges.

Dede Lavastrecken neben überquellendem Spritzen und Blüten in der Landschaft — ausgelassene Feste und bange Furcht bei den Bewohnern.

Kaum einige Monate sind vergangen, da durchzog noch das Volk unter Heulen und Klagen in stehenden Bittprozessionen die Straßen des kleinen Städtchens. Kreischende Weiber mit aufgelösten Haaren warfen sich vor den Altären nieder und zerrauten sich das Gewand; Stunden und Stunden zog die zitternde Menge unter Anführung ihrer Priester von Angst und Entsetzen getrieben durch Straßenstaub und Sonnenhitze, um von der Madonna und den Heiligen Schonung zu erbitten: denn der Vesuv hatte wieder gedroht und gedonnert und mächtige Feuer Säulen hatte er gegen den Himmel geschleudert; Feuerbäume, aus deren glühenden Ästen es Steine und Asche herunterregnete.

Man fürchtete einen jener verderbenbringenden Ausbrüche, die das blühende Landstädtchen so oft schon teilweise oder ganz unter ihren Lavaströmen begraben hatten; am grausamsten im Jahre 1631, da der ganze Ort Torre del Greco verwüstet und verschüttet worden war.

Seit Ueberlieferung spricht, wagt der Kampf zwischen zähem Menschenwillen und der Zerstörungswut des Vulkans, der in einer Nacht oft das mühsame Werk langer Arbeitsjahre unter seinem glühflüssigen Auswurf begräbt. In Erinnerung stehen vor allen, außer der vorhin genannten, die Katastrophen von 1737, 1794, 1857 und 1861.

Auf der erstarrten Lava aber baut der Mensch sich immer wieder frisch an. Weder Not noch Gefahr bringen ihn zum Weichen. Der Lavagrund ist eben fruchtbar; die Erde spendet so reich ihre Gaben und darüber wölbt sich so blau und lachend der hohe Himmel.



Das letzte Stück der Klausenstrasse vor Eintthal. Photograph. J. Weiner, Zürich.

Dieses Mal war die Gefahr vorübergegangen ohne nennenswerten Schaden — und war vergessen.

Nun feiern sie ihr Freudenfest und stürzen sich in den Taumel der Lust, so voll und ganz und alles ver-gessend, als ob niemals eine Angst bestanden hätte auf Erden, und keine Sorge.

Am ganzen Golf und weit darüber hinaus ist das Blumenfest von Torre del Greco bekannt, das Fest der „Quattro altari“, so genannt, weil vier Kirchen hauptsächlich mit Blumenbildern geschmückt werden.

Der Ursprung des Festes führt über 200 Jahre zurück, in die Zeit, da man Städte und Länder und die Menschen darin noch verkaufte und verschachtelte wie alte Kleider. Es ist der Erinnerung gewidmet, daß die Stadt im Jahre 1699 sich losgekauft hat und frei gemacht von ihren adeligen Besitzern.

Früher war sie von Hand zu Hand gegangen: Im 1420 hatte die Königin Johanna II. sie dem Herzog von Carafa in Pfand gegeben. Von diesem wurde sie abgelöst und kam durch König Alfons I. von Aragonien in die Hand des Erzbischofs von Neapel; der Sohn König Alfons, Ferdinand I., gab Torre del Greco und die nächstliegenden Ortschaften Resina und Portici wieder an die Carafas zurück, in deren Hän-den sie nun blieben, bis der Fiskus von Neapel sie mangels legitimer Erben in der Familie Carafa im Jahre 1695 wieder an sich zog und an Donna Maria di Toledo Balesco verkaufte. Diese jedoch war schon nach zwei Jahren gezwungen, die Ortschaft an eine Gräfin Verlips, Ehrendame am spanischen Hofe abzu-geben, welche ihrerseits wiederum im gleichen Jahre die vielverschachtelten Städte an den Marchese von Monteforte verkaufen wollte.

Als nun dies den Bürgern zu Ohren kam, rafften sie sich auf und wandten sich an den Vizekönig von Neapel mit der Bitte, daß sie selber als Käufer auf-treten und sich frei und selbständig kaufen möchten.

Die Bitte wurde gewährt. Torre erlegte 54,450 Dukaten, Resina 35,333 und Portici 15,000. So gingen der Besitz dieser Städte und alle Rechte, welche die früheren Herren besessen hatten, im Jahre 1699 in die Hände der Bürger über und blieben darin.

Diese Ablösung wird jährlich durch das Fest der „quattro altari“ gefeiert.

Zwei Tage dauert es. Zu Fuß, zu Wagen, mit der Pferde- und Eisenbahn kommen die Völker daher. Was nicht krank oder ganz hilflos liegt in den um-liegenden Ortschaften, muß das Blumenfest mitmachen. Besonders Neapel stellt ein Hauptkontingent und der Tram- und Omnibusverkehr zwischen beiden Städten dauert Tag und Nacht durch während der Festzeit.

Der erste Tag ist der Betrachtung der kunstvollen Blumenteppiche in den vier Hauptkirchen gewidmet, über die am zweiten Tage dann die Prozessionen dahin-stampfen und so die mühevollen Arbeit langer Wochen der Madonna und den Heiligen opfern.

Wahrhaftig ein stolzes Opfer!

Wir schließen uns der Wallfahrt an, die durch das geschmückte Thor zur Stadt hineinzieht.

Recht zeitgemäß haben sie das Thor geschmückt: in Form einer chinesischen Pagode mit den charakteri-stischen kleinen Türmchen, von deren Flächen schlag-ängige Söhne des Himmels heruntergrüßen, erhebt sich ein buntbemalter Triumphbogen. Fast die ganze Vor-derwand dieses chinesischen Triumphbogens nimmt ein Gemälde ein, auf dem dargestellt ist, wie lang-beflügelte Engel eine goldene Monstranz anbeten. Es sah so friedlich und selbstverständlich aus dies Chinesen-Thor mit den christlichen Engeln, wie es in der Sonne schimmerte, daß man sich nur mit Mühe in die Wirklichkeit zurückdenken konnte, nach dem Osten, wo Mord, Brand und Plünderung um diese Tempel jetzt wüten und gläserne Leichenaugen aus abgehauenen Köpfen zum Himmel starren.

Vielleicht gab ein hellseherischer Zukunftsraum die Anregung zu dieser Symbolik.

In den Straßen sind alle Balkone mit Blumen und Sträuchern geschmückt und bunte Teppiche hängen über die Brüstungen herunter. Guirlanden und Ara-besken, aus vielfarbigen Glasköpfchen zusammengesetzt, Bäume und Blumen, die abends erleuchtet werden, ziehen sich längs der Häuser.

Vor den Hauptkirchen, in denen die Blumengemälde sind, drängt und staut sich die Menge. Mühsam zwingt man sich hindurch und auf eine kleine Tribüne, die an der Innenseite der Thüre die ganze Kirchen-breite füllt.

Das Gerüste wackelt. Kinder schreien. Meinem Nachbar hat man die Uhr gestohlen während des Hin-aufwindens.

Alle Mühsal aber vergißt man beim Erblicken der Farbenpracht, die wie ein Gebild aus Märchenlanden auf dem Boden der Kirche sich ausbreitet und im strah-lenden Altar verflingt.

In überlebensgroßen Figuren ist der „Wunderbare Fischzug“ dargestellt. Das Gemälde füllt den ganzen Boden und sein Rahmen, aus verschlungenen Früchten, Blättern und Blumen gebildet, ähnlich wie Feuerbach sein „Gastmahl des Plato“ eingefast hat oder Böcklin im Museum zu Basel die „Flora“, — dieser Rahmen zieht sich längs der Mauer herum und wird über die Stufen als Teppichmuster weitergeführt bis zum Altar hinauf. Da löst er sich in Sammt- und Seidendecken, die zwischen blinkenden Kerzenständern und Prunk-geschirren sich hinaufziehen zum Standbild der Madonna, der gold- und edelsteinbesetzten Muttergottes aus be-maltem Holz, die still und freundlich herunterlächelt auf die langen Schwerter, von denen ihr blutrotes Herz durchbohrt ist.

Wie leuchten die Farben dieses Blumenmosaikbildes! So weich und warm, so fein in den Uebergängen und Halbtönen. So feurig dann wieder und jauchzend wogen die Farbenakkorde ineinander zu jener berau-schenden Melodie, wie wir sie von Tizian nur und den Venezianern kennen.

Darüber, durch einen dünnen Vorhang gedämpft, die Nachmittagssonne, die den Raum der marmorweißen Kirche mit wogendem Goldstaub füllt. — — —

(Fortsetzung folgt).